

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 61 (1957-1958)

Heft: 1

Artikel: Romanze in Marseille. Teil 32

Autor: Kilian, Peter

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-661613>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Romanze in Marseille

«Hören Sie mich an, junger Mann! Auch wenn ich ein Ungeheuer von einem Vater und Gatten bin und verkommen bis auf die Knochen, gleichgültig ist es mir doch nicht, ob meine Tochter einem Halunken oder imbécile ins Garn gerät. Kurz und gut: im Grunde gefallen Sie mir nicht übel und meine dunkle Rose hat keinen schlechten Geschmack, ihr Blut ist nicht verdorben und ihr Instinkt in Ordnung, ja, sie hat keinen schlechten Geschmack — Sie übrigens auch nicht.»

Er blickte Martin sinnend an, der nun wieder errötete und sich nicht ganz behaglich fühlte in seiner Haut.

«Alles in allem, mein junger Freund, tun Sie, was Sie nicht lassen können, tun Sie, was Sie Simone versprochen haben. Gehen Sie fort, werden Sie ein Mann, bauen Sie sich eine saubere Existenz, und wenn Sie dann noch immer meine Lotosblüte gern mögen und die Lotosblüte Sie, dann kommen Sie zurück, à la bonne heure, dann erteile ich Ihnen mit Huld meinen Segen. Vorausgesetzt, dass ich dann nicht schon eine neue Tulpenart mit meinen Ueberbleibseln zum Blühen bringe, wie unser grosser François Villon zu sagen pflegte. Bin ich nun ein Vater, wie er in dieses glorreiche Jahrhundert passt oder bin ich es nicht?»

Martin hatte ihm mit wachsender Faszination und Verwirrung zugehört. Und er hatte Simone im Antlitz des Vaters gesucht — und nicht gefunden. Sie war wohl äusserlich ganz ihre Mutter, aber gewisse Gesten, so glaubte er, hatte er auch bei Simone wahrgenommen. Und dann kam wieder dieses beklemmende Staunen, dass er nun mit diesem Mann in einem der unzähligen Bistros sass, die sich über die grosse Stadt wie ein Netz verteilten; dass er sich mit ihm unterhielt, seinen Reden lauschte und meist nicht klug daraus wer-

den konnte oder ihren versteckten Sinn nicht gleich erfasste.

Es ging gegen Mitternacht. Raynaud leerte sein letztes Glas wieder in einem Zug und nötigte auch Martin das gleiche zu tun. Er unterdrückte ein Gähnen, blickte auf die Uhr und sagte: «Alors, le quart d'heure de Rabelais! Zeit zum Aufbrechen. Ich glaube, wir haben uns jetzt lange genug unterhalten. Was wir uns zu sagen hatten, das ist wohl gesagt. Ich bedauere wirklich nicht, dass wir uns nochmals gesehen haben . . .»

«Auch ich bin froh, dass ich mit Ihnen sprechen konnte, Monsieur Raynaud», sagte Martin ein wenig steif und befangen. Er spürte den Wein, obwohl er nicht viel getrunken hatte. «Ich danke Ihnen für alles.»

«Für alles — wozu?»

«Für Ihr Verständnis, Monsieur Raynaud.»

Raynaud winkte ab. «Unser grosser Montaigne hat einmal gesagt, dass sich der Mensch immerzu wandelt und dass er unberechenbar sei, verstehen Sie mich? Man muss dem Leben seine Chance geben, es kommt dann immer noch wie es will — voilà tout.»

Er war aufgestanden und ging zur Theke, wo er die Zeche bezahlte. Das Geld holte er aus einer Seitentasche seiner Jacke, so wie man darin Kruinen sucht, um sie den Vögeln zu streuen. Die füllige Blondine mit den himbeerroten Bäcklein quittierte ein anzügliches Scherzwort mit einem trügen Lächeln und rief: «Bonne nuit, Monsieur Gaston, à bientôt!»

Draussen, in der nächtlichen Strasse, die nur an beiden Enden von den kümmerlichen Lampen der Kreuzung erhellt wurde, war es still geworden. Vorn glitt ein Auto vorbei. Eine Frau eilte hastig über die Strasse. Aus dem Bistro quollen leise Mu-

sikklänge, die plötzlich von einem Knattern, wie von einem Maschinengewehr, unterbrochen wurden.

Raynaud reichte Martin die Hand, die dieser kräftig ergriff.

«Also, mein junger Freund, vielleicht sehen wir uns wieder einmal?»

«Ich bin überzeugt», antwortete Martin selbstsicher. Er spürte den Wein.

«Ich wünsche Ihnen viel Glück und fallen Sie nicht unter die Räuber, es wäre schade um Sie.»

«Ich werde mein bestes tun», der Junge ging auf den Spass ein, aber ernst fügte er hinzu: «Ich wünsche Ihnen ebenfalls alles Gute und viel Glück, Monsieur Raynaud.»

«Sie wünschen mir Glück! Das ist lieb, mein junger Freund, aber vermutlich völlig nutzlos, ich habe mein Glück verspielt — in diesen Gifthöhlen ...» Er deutete mit dem Kopf auf den Glasperlenvorhang.

Dann wandte er sich ruckhaft um und schritt davon, hielt aber unvermittelt inne und rief: «Mais alors! Wohin gehen Sie denn jetzt um diese Zeit? Wo werden Sie schlafen?»

«Ich bin bei einem Landsmann einquartiert.»

«Dann ist es ja gut, auf Wiedersehen.»

Und Raynaud ging, ging ein klein wenig unsicher und schwankend auf dem Trottoir, entfernte sich in der nächtlichen Strasse und war nun wieder irgendein Fremdling. Fremdlinge waren sie geblieben, würden sie immer sein. Fremd auf dieser Erde, fremd in diesen dunklen Strassen, fremd dem Herzen des anderen, immer ein Fremdling auf dieser Erde.

Der Wein hatte Martin erhitzt, doch betrunken war er nicht, nur wieder so seltsam schwebend, nicht traurig und nicht lustig. Und dies also war nach menschlichem Ermessen seine letzte Nacht in Marseille. Und wo mochte jetzt Frank sein? Noch dort drüber im Fort St-Jean oder schon in Toulon? Ein Freund für Tage, ein Vertrauter für Stunden und schon wie verwest. Dann dachte er angestrengt über die vielen Worte nach, die Raynaud gesprochen hatte, an seine freimütigen Bekennnisse, seine Andeutungen und Anspielungen. Und er hörte Simone wieder, wie sie heiss vor Schmerz und Zorn gewimmert und die Treppe hinaufgestürmt war, über die Stufen trommelnd wie ein flüchtiges Fohlen. Die Stunden zusammen im Fallen der Nacht, über den finsternen Klippen, dem stillen monotonen Sang des Meeres; und der Duft ihrer Haare und der Duft ihrer Haut und die süsse Feuchtigkeit ihrer Lippen, der nächtlich reifen,

lockenden Frucht. Und dies alles sollte vorbei sein, vorbei — und wie lange? Er verscheuchte diese sich immer wieder aufdrängenden nagenden Gedanken und Fragen, er schüttelte sich grimmig, er wollte nun nicht noch in letzter Stunde schlapp machen und den Mut verlieren.

Als er einige dunkle, mitternächtlich vereinsamte Strassen und Wohnblöcke durchschritten hatte, erreichte er endlich die Rue Breteil und fand sich nun wieder zurecht.

34.

Er wanderte im schmalen Schatten der Alleeäume oder im zähen, vom Strassenstaub überpuderten Büschelgras der Böschungen; meistens aber blieb ihm nichts anderes übrig, als auf der Strasse im grellen Sonnenbrand zu marschieren, in der prallen schweissreibenden Backofenhitze unter dem weissglühenden Himmel. Die Strasse wand sich wie eine Riesenschlange durch das fruchtbare provenzalische Land. Wie eine Schnecke meinte er vorwärts zu kommen, indem er so Schritt vor Schritt setzte, von einer Pappel zur anderen und von einem Kilometerstein zum nächsten. An den Böschungen und im aufgeworfenen Geröll und Gefels sonnten sich die Smaragdeidechsen; oft verschwanden sie nicht einmal in ihren Schlupfwinkeln, wenn er sich ihnen näherte. In den struppig unfruchtbaren Ginsterstreifen und in den Grasbändern zirpten die Feldgrillen ohrenbetäubend ihre Lieder, wenn die Abendstunden kamen, und ab und zu hörte er auch den Gesang der Zikaden.

Die Strasse wand sich durch einsame, unter dem Sonnenbrand schlafende Dörfer und lief schnur gerade und topfeben zwischen den ausgedehnten Gebreiten dahin. Sie wurde von Brücken über ausgetrocknete Flussläufe getragen, und sie kam an einsamen Höfen vorbei; sie schlängelte sich träge über Anhöhen und Hügelkämme. Zu seiner Rechten erblickte er in der Ferne die blaudunstigen Umrisse und Silhouetten des Vorgebirges und der Seealpen, auf denen gewaltige Wolkengebilde auszuruhen schienen.

Und er setzte einen Fuss vor den anderen, Schritt um Schritt mit schwingenden Armen, in schweifenden Wachträumen und üppig wuchern den Phantasiebildern sich verlierend, aus denen er sich hin und wieder energisch in die Wirklichkeit zurückrufen musste. Er hatte versucht barfuss zu wandern, nicht um die Schuhe zu schonen, sondern weil sie ihn schmerzten; die Sohle des einen

war geborsten und wie verbrannt. Nach einigen Stunden hatte er die zusammengebundenen Trittleinge doch wieder von der Schulter genommen und sie von neuem angezogen, die Strasse war heiss geworden wie Zinkblech.

Die Wolken kamen vom Westen her und zogen hoch am ungeheuren Himmel hin; ihre Formen und Gestalten wandelten sich unablässig, einmal schienen sie einzuschrumpfen und dann sich wieder zu Riesenquallen und gewaltigen Fabeltieren aufzublähen. Immer war dieser ungeheure Himmel über ihm, der sich auf den fernen Horizonten wölbte.

Und dann und wann kam er an einem Hof vorbei, der nahe an der Strasse lag. Auf der Nordwestseite waren die Fermen mit hohen und dicken Steinmauern gegen den Mistral geschützt. Eine alte Frau stand vielleicht am Ziehbrunnen und drehte mühselig die schrill quietschende Winde. Die Hühner badeten im feinen heissen Sand, wortelten ihn stäubend mit den Zehen auf, fächerten behaglich mit den Flügeln, gagerten und gackerten wollüstig und tauschten Hühnerweisheiten aus. Ein Hofhund lag im Schatten, bellte kurz und war zu träge, den Fremdling anzuspringen. Die Schweine wälzten sich grunzend im feuchten Dreck ihrer Pfahlumzäunung. Eine junge Frau walkte mit rhythmischen Schlägen Wäsche, blickte auf und grüsste stumm. Hinter einer Mistralmauer fluchte lästerlich ein Bauer, und ein Pferd wieherte unwillig. Und er ging vorbei, hörte das Quietschen der Winde, das Klopfen der Wäsche, das Grunzen der Schweine und die Flüche des Bauern, und in allen diesen Geräuschen und Lauten suchte ihn etwas namenlos Verlorenes heim.

Er setzte Schritt vor Schritt, befeuchtete die immerwährend trockenen Lippen und sehnte sich nach dem Rauch einer Zigarette. In einem Feldweg sah er einen schweren Gaul mit erbarmungslos gestutztem Schweif, der einen Zweiräderkarren durch den schuhtiefen Staub zog, und auf dem Wagen hockte ein Bauer und nickte mit seinem schweren Kopf schlaftrig vor sich hin. Ab und zu überholte ihn ein Auto, das vorüberraste und bald in der Ferne verschwand. Die Hand zu heben, um vielleicht ein Stück mitfahren zu dürfen, hatte er aufgegeben, im Grunde eilte es ihm nämlich nicht, schneller vorwärts zu kommen, immer weiter fort von Simone.

Sie war schwer und schön, diese grosse Einsamkeit unter dem gewaltigen Himmel. Er konnte sinnen und phantasieren und sich die unmöglichsten

Geschichten ausdenken, wie er vielleicht noch hätte bei Simone bleiben können. Und mit jedem Schritt entfernte er sich weiter von ihr, immer weiter und weiter ... Er grüsste einen alten stoppelbärtigen und tabakkauenden Bauer, dessen erdfarbene Rippelsamthose aus zahlreichen Flicken bestand, und die von einer roten Schärpe an seinem Leib festgehalten wurde. Er hatte eine flache Mütze auf dem grauen Kopf und hackte gelassen in einem Wässergraben. Es gab ein kurzes, einsilbiges Gespräch und Martin wanderte wieder weiter.

Er hatte die Mittagsstunden im Schatten eines Zypressenhains, an einem träge fliessenden Rinnsal, verdöst und verschlafen, die schmerzenden Füsse gebadet und gekühlt; er hatte sich rasiert und sein zweites Hemd gewaschen und zum Trocknen an einen Strauch gehängt. Er hatte geträumt und die Stille genossen, seine letzte Zigarette geruht und immer und immer wieder an Simone und die vergangenen Tage gedacht. Doch gegen vier Uhr, als er sich wieder auf die Socken machte, da flammte die Sonne noch immer unbarmherzig über der dürrstenden, flimmernden Ebene, über dem weiten und stillen Land. Vielleicht hätte er besser getan, bis zum Abend dort im Schatten liegen zu bleiben und erst in der Nacht weiter zu wandern.

Schon vier Nächte waren nun vergangen, seit er Marseille verlassen hatte, und diese Nächte hatte er in den Plakathäuschen verbracht, die die Route Nationale auf ihrer ganzen Länge verunstalten; in jenen dreieckförmigen hohlen Betonklötzen, die auf ihren Längsseiten mit knalligen Reklametafeln den vorüberrasenden Automobilisten ihre Aperitifs, Hotels, Seidenstrümpfe, Warenhäuser, Shell-Oele, Haartinkturen und andere Errungenschaften der modernen Zivilisation anpreisen. Der spitze Winkel dieser Betondreiecke richtete sich gegen die Strasse, und hinten, den Feldern zu, befindet sich eine Tür oder auch keine. Wenn nun ein Mann nicht gerade über zwei Meter lang ist und nicht weit über hundert Kilogramm wiegt, was bei Landstreichern selten der Fall ist, kann er sich in diesen Betonhütchen bequem zum Schlafen hinlegen; er muss nur noch um eine weiche Unterlage aus Heu oder Stroh besorgt sein.

Aix-en-Provence lag längst hinter ihm und durch die Strassen Avignons war er noch am Morgen geschlendert. Er hatte sich in der Stadt ein wenig umgesehen und Wegzehrung eingekauft. Einen Laib Brot, getrocknete Feigen und eine

Büchse Oelsardinen, die spottbillig waren. Nun hatte er nur noch die Hälfte des Brotlaibes und der Feigen. Die nächste Stadt würde Orange sein, die er indessen an diesem Tag nicht mehr erreichen konnte und auch nicht erreichen wollte. Sie musste fern hinter den blauen Hügelzügen liegen, fern über den Bäumen und den vereinzelten Zypressengruppen, die wie dunkle und erstarrte Flammen in den Himmel ragten.

Und mit jedem seiner zahllosen Schritte entfernte er sich weiter von Simone, immer weiter, und weiter auch von der brodelnden, wimmelnden Stadt unter dem Kalkhügel der Notre-Dame de la Garde. Immer weiter auch von Günter Frank und Jost Fankhauser. Er sah den kleinen Burschen wieder in der düsteren, übelriechenden Spelunke des Elsässers, wie er die armseligen Gäste mit dem erdig schmeckenden billigen Rotwein bediente; wie er die Gläser und Flaschen säubernd im Blechzuber schwenkte und dazu lachte und kauderwelschte, dann seine Hände an der schmuddligen Jacke abstrich und aufschraufte. Er sah ihn deutlich vor seinem inneren Blick, den kindlich-treuerherzigen Burschen, seine picklige, unreine Haut und den lustigen Bubenwirbel auf seiner Stirn. Und er hörte ihn sagen: «Wosch wahrhaftig de Blind näh? Hesch gnue vu dem Bättel? Wärsch doch no chli dabliebe . . .»

Und wie er ihn dann angeblickt hatte, wie ein Hund, den man mit einem Hälsing irgendwo anbindet und seinem Schicksal überlässt! Und wie er dann weinerlich geschnupft hatte (es sollte ein Spass sein) und mit seinem Zeigefinger unter der lustigen Nase hin und herfegte und gleich nachher lachte, ein unsäglich verkramptes Lachen. Aber schliesslich hatte er sich drein schickend und ergebend gesagt: «He nu so denn . . .» Der Abschied von Jost Fankhauser hatte ihm zu schaffen gegeben, zum anderen hinzu. Ihm in die Augen zu blicken, wurde fast zur Pein, ihm viel Glück und Hals- und Beinbruch zu wünschen fast zum Spott.

Und doch hatte er es sich nicht nehmen lassen, ihm zum Abschied noch ein Glas Wein anzubieten. Sie hatten sich feierlich zugeprostet und nicht mehr viele Worte verloren. Vielleicht hätte er am liebsten geflennt wie ein Kind, und er war ja noch ein Kind! Vielleicht hätte er auch noch so gern seinen tollkühnen Plan fallen lassen und sich ihm angeschlossen. Nur ein erlösendes Wort hätte er am Ende sagen müssen, aber er hatte es nicht gefunden. Und schliesslich konnte alles nur Ein-

bildung gewesen sein! Er hatte seine Tasche genommen und sich verabschiedet; auch dem klapperdürren Elsässer hatte er die Hand gereicht, der nur säuerlich dazu grinste. Er war zurückgeblieben, der kleine Jodok Fankhauser mit seinen gewaltsamen Abschiedsspässen, wie man sie unter jungen Burschen tauscht, zurückgeblieben und verloren in der grossen Stadt und verloren im fremden Land. Und wenn er an den röhrend Besorgten dachte, sah er ihn nur in seiner ganzen Verlassenheit, und es wurde ihm schmerhaft bewusst, wie viel schwerer das Los dieses armseligen Ausreisers war, den nichts mehr an seine Heimat fesselte, der nur mit Hass und Abscheu an seinen bigotten Pflegevater zurückdachte, dem er in eine nur zu fragwürdige und erbarmungslose Freiheit entronnen war. Und doch sah er vielleicht Jodoks Leben zu tief von Tragik umschattet, denn warum sollte dieser zähe, ja ingrimmig zähe Bursche nicht seinen Weg machen? Warum sollte er nicht seinen harten Bernerschädel durchsetzen, allen Widerständen und Gemeinheiten, allen Fussangeln und Widrigkeiten zum Trotz, die sich einem armen Teufel unablässig in den Weg stellen — auf Gedieh und Verderben?

Martin blickte jetzt ab und zu spähend nach einem Nachtquartier aus. Seine Fussohlen brannten höllisch; er hatte eine klebrig trockene Mundhöhle und natürlich wieder Hunger; der Hunger war anhänglich wie eine Klette. Er blickte nach einer Hütte oder Scheune aus, wie sie hin und wieder zwischen Hecken und Baumgruppen verborgen standen; mit weiss blendendem Mauerbewurf oder ockerfarben verwittert, mit windschief hängenden Läden und übermoosten Rundziegeln. Pappeln tauchten wieder auf, die wie Riesengestalten in langer Reihe die Strasse säumten und schon Schatten warfen. Ihre zahllosen, schimmernd silbrigen Blätter bewegten sich nicht, schlaff hingen sie an den Zweigen; sonst glitzerten und spielten sie tausendfältig wie Folien im leisesten Windhauch. Nicht mehr oft erblickte er Bauern in den Aeckern. Einmal lachten einige Mädchen in einem grossen Buschbohnenfeld, schauten ihm neugierig nach, reckten ihre Rücken und riefen ihm Scherzworte zu, die er nicht verstand. Die Sonne stand jetzt tiefer im Westen, aber brütig heiss war es noch immer. Dann kam eine weite fruchtbare Wanne, die sich ostwärts hinzog und mählich zu einer Hügelkuppe anstieg, auf der viele Mandelbäume vor dem rötlichen Horizont standen.

(Fortsetzung folgt)